

## Predigt zu Philipper 1,27 – 2,4

Liebe Gemeinde!

Auf den Predigttext haben wir uns gemeinsam verständigt, zwischen Kidugala und Nürnberg-Ost. Ich lese aus Philipper 1 und 2. Es ist ein Gruß des Paulus aus dem Gefängnis, ein Gruß an die Gemeinde in Philippi, die ihm besonders lieb und vertraut ist.

*27 Wandelt nur würdig des Evangeliums Christi, damit ich – ob ich komme und euch sehe oder abwesend bin – von euch erfahre, dass ihr in einem Geist steht und einmütig mit uns kämpft für den Glauben des Evangeliums 28 und euch in keinem Stück erschrecken lasst von den Widersachern, was ihnen ein Anzeichen der Verdammnis ist, euch aber der Seligkeit, und das von Gott. 29 Denn euch ist es gegeben um Christi willen, nicht allein an ihn zu glauben, sondern auch um seinetwillen zu leiden, 30 habt ihr doch denselben Kampf, den ihr an mir gesehen habt und nun von mir hört. 1 Ist nun bei euch Ermahnung in Christus, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, 2 so macht meine Freude dadurch vollkommen, dass ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einträchtig seid. 3 Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst, 4 und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient.*

Vorhin haben wir gesungen: „Der ewigreiche Gott woll ... uns erhalten fort und fort, ... erlösen hier und dort.“ (EG 321) Ich finde, das passt zu diesem Bibelwort, und das passt zu unserer Situation, wie ich sie zur Zeit empfinde.

„Dazwischen“- so fühl ich mich zur Zeit, nicht hier, nicht dort; zwischen den Stühlen; oder auch zwischen den Fronten; in einem schwierigen Dazwischen – so kommt es mir zur Zeit vor.

Klingt das merkwürdig? Aber so ist es ja auch. Es ist merkwürdig, wie wir hier zusammenkommen. Einerseits freuen wir, wir können wieder miteinander Gottesdienst feiern, wir sind wieder beisammen in unserer Kirche. Aber es fühlt sich sehr merkwürdig an. Sitzen mit 2 Meter Abstand voneinander, der Mundschutz, vorgeschriebene Laufwege, der Pfarrer, wenn er spricht, mindestens 6 Meter entfernt von der Gemeinde. Alles fühlt sich merkwürdig an. Überall wird von Lockerung gesprochen, - aber locker ist das nicht, unser Beisammensein hier in der Kirche.

„Dazwischen“ befindet sich auch Paulus. Erstaunlich ist, dass seine Erfahrung damals unserer heute ähnelt. So schreibt er ja: „ob ich komme und euch sehe oder abwesend bin“. Getrennt zu sein, das ist auch seine Erfahrung damals im Gefängnis. Fern zu sein von den Menschen, die ihm lieb sind. Daran leidet Paulus.

So wie es uns in den vergangenen Wochen ergangen ist. Fern sein zu müssen den vertrauten Menschen. In der Familie. Aber auch bei uns in der Kirchengemeinde. Fern zu sein und doch versuchen, Kontakt zu halten. An einem solchen schwierigen Zwischenzustand leidet auch Paulus. Darum schreibt er diesen Brief. Wir heutzutage telefonieren, oder whatsappen, oder skypen. Paulus schreibt einen Brief, um sich über die Ferne hinweg die Gemeinschaft zu bewahren. Von „Trost der Liebe“ spricht Paulus. Ja, Liebe zu erfahren, das ist Trost. Und den erfährt Paulus, Trost durch die Liebe Gottes, der immer da ist, der „ewigreiche Gott“. Und Trost durch die Liebe der Menschen, durch jedes Lebenszeichen, durch jede helfende Tat.

In einem schwierigen Zwischenzustand befinden sich auch die Menschen in Tansania, an die wir heute besonders denken. Bis Ende März waren die offiziellen Zahlen noch beruhigend. Von nur 19 Infizierten wurde gesprochen, und viele Tansanier schienen der Meinung zu sein, Corona / Covid sei eine Krankheit der Weißen und keine Gefahr

für Afrikaner. Im April hat sich die Infektionsgeschwindigkeit deutlich erhöht. Aktuell gibt es offiziell 509 Infektionen und 21 Tote.

Das klingt wenig. Aber die Stimmung in der Bevölkerung hat sich völlig verändert, Angst greift mehr und mehr um sich. Ständig fahren Lautsprecherwagen durch die Wohngebiete. Permanent wird im Radio auf die notwendigen Hygiene-Maßnahmen hingewiesen, inzwischen besteht in Daressalaam Mundschutzpflicht.

Die Bevölkerung ist verunsichert und misstrauisch. Besorgt, weil Maßnahmen unsinnig durchgeführt werden. Mitte März wurden Schulen und Universitäten geschlossen. Und dann wurden die jungen Leute in völlig überfüllten Bussen nach Hause transportiert. Wenn sie vorher nicht infiziert waren, - nach dieser Busfahrt waren sie es bestimmt.

Die Bevölkerung hat Angst, denn sie weiß ja, dass das tansanische Gesundheitssystem schon in normalen Zeiten völlig unzureichend ist. Die Zahl von registrierten Infektionen ist sicher so gering, weil die Regierung gar nicht die Mittel hat, um Tests in einem weiteren Umkreis durchzuführen. In Dar es Salaam wurde das Amana-Krankenhaus zur zentralen Quarantäne-Einrichtung bestimmt. Nach kurzer Zeit kam es zu einem nächtlichen Ausbruch der Patienten. Offiziell wurde hierüber nicht berichtet, aber alle wissen: Es gab in dem Krankenhaus weder ausreichende Verpflegung noch medizinische Betreuung.

Das ist wohl das Schlimmste: Die Bevölkerung hat kein Vertrauen in die Regierung. Eine Studentin wurde verhaftet, die bei Whatsapp von mindestens 240 Erkrankungen gesprochen hatte statt der offiziellen 19. Die Regierung will das Monopol haben bei den Informationen zu Corona. Zeitungen, die von der Regierungslinie abweichen, wird die Lizenz entzogen. Das Gefährliche hieran ist, dass das Misstrauen in der Bevölkerung wächst und Verschwörungstheorien Konjunktur haben.

Der neue neue Bischof der Süddiözese, George Fihavango, schreibt in einem besorgten Brief:

„Wir sind sehr besorgt wegen der Corona-Pandemie, gerade auch, weil wir hören, dass viele Menschen in Deutschland davon betroffen sind.“ Und dann schreibt der Bischof: „Das Leben hat sich plötzlich in der ganzen Welt verändert. Wir erfahren, wie alles in unserer Welt inzwischen miteinander verbunden ist, sodass wenn eine Person leidet, die ganze Welt leidet.“

Das ist genau, was Paulus schreibt: „Ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient.“ Das ist sicher die Gefahr in den letzten Wochen gewesen. Wie die Grenzen geschlossen wurden, dass unser Blick nur noch auf die eigenen Sorgen gerichtet ist. Ich finde, da ist es enorm wichtig, heute von unseren Glaubensgeschwistern in Ostafrika zu hören. Dass wir sehen, wie es ihnen geht. Dass wir sehen – wie Paulus sagt – was ihnen dienen und helfen kann.

Im afrikanischen Sprichwort heißt es sehr plastisch: Kidole kimoja hakivunji chawa – ein Finger allein kann die Laus nicht töten. Alleine geht's nicht, zusammenhelfen müssen wir.

„Dazwischen“ – so fühle ich mich auch selbst; zwischen hier und dort zu sein, so geht es mir selbst.

Denn meine Mitarbeit bei Mission EineWelt geht zu Ende, Ende Mai läuft 6-Jahres-Vertrag aus. Ab Juni ist mein neues Aufgabenfeld die Aussiedlerseelsorge in Nürnberg Ost. Das betrifft nur meine andere halbe Stelle, hier in Röthenbach bin ich weiter mit meiner Frau im 1. Pfarramt, und auch Dekanatsmissionspfarrer werde ich weiter bleiben, der Kontakt nach Neuendettelsau wird bestehen bleiben.

Aussiedlerseelsorge – das bedeutet vor allem Arbeit mit Russlanddeutschen. Hier hat mich allein schon die Statistik überrascht und beeindruckt. Im Zusammenhang

mit der Öffnung der Gorbatschow-Jahre sind 2,5 Millionen Russlanddeutsche zu uns gekommen, eine gewaltige Zahl, die m.E. andere hohe Migrationszahlen der letzten Jahre ein wenig relativiert.

„Einwanderer in die Kirchenbänke“ so werden sie manchmal genannt. Denn lt. Unterlagen sind mehr als die Hälfte der Russlanddeutschen evang.-luth. In Nürnberg machen sie offiziell 12% der evangelischen Kirchenmitgliedschaft aus.

Aber Sie wissen auch: das Miteinander in den Kirchenbänken ist gar nicht einfach. Viele von den Russlanddeutschen haben keinen Bezug zur Kirche, und es hat sich an vielen Stellen eine Art Ghetto-Bildung ergeben.

Das hängt auch mit der ganz eigenen historischen Dazwischen-Situation der Russlanddeutschen zusammen. Ein Dazwischen, das nicht nur ein „zwischen den Stühlen“, sondern schlimmer noch „zwischen den Fronten“ ist.

Am Freitag war der 8. Mai. Zum 75. Mal jährte sich das Ende des 2. Weltkriegs, die Kapitulation vom nationalsozialistischen Deutschland.

Für die Russlanddeutschen ist der August der wichtigste Gedenkmonat. Denn am 26. August 1941 gab es Stalins Erlass, der zur unmittelbaren Deportation von mehr als 300.000 Russlanddeutschen nach Kasachstan und Sibirien führte. Furchtbare, grauenhafte Leiden haben die russlanddeutschen Familien durchmachen müssen. „Dazwischen“, „zwischen den Fronten“ waren sie immer: In der Sowjetunion verschrien als „deutsche Faschisten“, seit ihrer Ankunft in der Bundesrepublik Deutschland oft als „die Russen“ bezeichnet und behandelt.

Eine ganze Menge Misstrauen auf allen Seiten behindert hier das Zusammenkommen. Der Schwerpunkt meiner Mitarbeit wird in Langwasser sein. Dort

gibt es einerseits den Verein „Helfen von Herzen“, hier gibt es praktische Hilfe, z.B. auch angesichts des Dschungels von Rechtsvorschriften, die ihr Leben hier regeln.

Andererseits gibt es die „SinN-Stiftung“, die mit einem breiten Angebot versucht, Integrationshilfen zu geben, von Deutschunterricht über Sportaktivitäten bis zu Theater-Workshops für Kinder.

Ich bin gespannt darauf. Ich bin auch einfach froh, dass die Fahrten nach Langwasser einfacher sein werden und weniger Kraftkosten werden die langen Fahrten nach Neuendettelsau.

Dazwischen – das war das Leitwort dieser Predigt. Dazwischen angesichts der Corona-Krise – zwischen Vorsicht und Lockerung. Dazwischen angesichts der Kidugala-Partnerschaft, angesichts dieses Risses zwischen armen und reichen Ländern. Dazwischen – zwischen den Fronten- damit sind die furchtbaren Erfahrungen von Russlanddeutschen angedeutet.

Und mir kommt wieder das Lied „Nun danket alle Gott“ in den Sinn. Es ist ein einfaches, aber kraftvolles Lied. In der deutschen Geschichte ist es berühmt geworden als Danklied 1955, als deutsche Kriegsgefangene wieder heimdurften, nachdem Adenauer sich in Moskau für sie eingesetzt hatte.

„Der ewigreiche Gott woll uns ... in seiner Gnad erhalten fort und fort und uns aus aller Noterlösen hier und dort.“

Bei allem hier und dort, fort und fort, bei allen Dazwischen-Erfahrungen – es ist der ewigreiche Gott, der bei uns ist, der uns leitet, der uns hilft, wie es auch heißt - mit Mutterhänden und Vateraugen. Amen.

*Pfr. Alexander Mielke, 10. Mai 2020*